

SERGE LECLAIRE
MADELEINE CHAPSAL

Lieben Lernen

Mit einem Vorwort von Julia Kristeva

Aus dem Französischen von
Hanna Schwenzer

VERLAG TURIA + KANT

Inhalt

Vorwort – Die Frage der Liebe (<i>Julia Kristeva</i>)	7
Einleitung (<i>Madeleine Chapsal</i>)	13

LIEBEN LERNEN

SERGE LECLAIRE UND MADELEINE CHAPSAL

Was tun?	41
Die Angst vermeiden	51
Wahrheit und Lüge	73
Die Logik des Unbewussten	79
Über Liebe sprechen	95
Liebe und Sex	101
Noch einmal die Liebe	111
Die Revolutionäre und die Liebe	117
Sind wir wirklich gleich?	125
Seinen Platz einnehmen	139
Wie die Liebe funktionieren kann	151

ÜBER JACQUES LACAN 171

Serge Leclaire – Biographie	183
Serge Leclaire – Werke	185
Madeleine Chapsal – Werke	187

Vorwort

Die Frage der Liebe

Julia Kristeva

»Gott ist Liebe«: wirklich? Und die Liebe, »eine nicht tot zu kriegende Illusion«? Und die Liebeskrankheit? Oder: »Hiroshima, mon amour«? Aber: »Es gibt keine glückliche Liebe«, nicht wahr? Nun gut! Und Sie wollen dem Unbehagen in der Kultur die Stirn bieten, indem Sie das Lieben lernen?

Ganz im Sinne Freuds, der die Liebe auf die Couch gebracht hat und zusammen mit Lacan davon überzeugt hat, dass die Liebe ein »Eintritt in die Sprache«, dass die Liebe sowohl »Vernichtung als auch Auferstehung« (S. 38) ist, schreckt Serge Leclair vor nichts zurück. Eines schönen Tages im Jahr 1975 greift er zum Telefon und schlägt seiner früheren Analysandin, Madeleine Chapsal, Schriftstellerin und Journalistin beim *L'Express*, vor, über Liebe zu sprechen. Das ist nicht zu fassen! Das folgende Buch ist das Resultat dieses geglückten Vergnügens von Rede und Gegenrede.

Versetzen wir uns in die glücklichen Jahre der 68er zurück: »Make love not war«? Wird aus dem Konsumerismus der Machart Giscard gerade eine Gesellschaft des Spektakels im Sinne Guy Debords? Spielt das Akkordeon etwa schon das Lied von der Allmacht der Meinung, dieser ebenso absoluten wie

manipulierbaren Macht, die gesäumt ist von sozialen Brüchen und anderen Ausgrenzungen sowie von linken Vereinigungen, die vom Fall der Berliner Mauer fantasieren und sich gegenseitig vor den gierigen Augen der skandalösen Finanzmärkte und des galoppierenden Liberalismus das Leben nehmen? Trifft die Verwaltung des virtuellen Kapitals Vorbereitungen, die Führung an »human bombs«, an neue Kreuzzügler und chirurgische Gauner zu übergeben? Es sei denn wir befänden uns schon im dritten Jahrtausend, mit seinem »alles ist genetisch«, seinem wie besessenen *Handeln*, das Befriedigung unmöglich macht? Am Vorabend der ökologischen Apokalypse, die in der Lage ist, unsere gute alte festgefahrene Nation in ein Rennen um Reformen hineinzuziehen, die sich jedes Mal unterscheiden, die aber, so das Versprechen, liberale und soziale Reformen für das brave züversichtliche Volk sein werden!

Serge Leclair bezieht sich voller Wollust (schon Baudelaire hat geschrieben: »Die Revolution [von 1789] ist von Wollüstigen gemacht worden«*), und aus dem Streben nach Einfachheit (»Ich bin so einfach«, dieser Spruch soll der Schlüssel zu meiner Geheimschrift sein«, so schrieb R. M. Rilke an Lou An-

* Im Original: »La Révolution [de 1789] était faite par des voluptueux«. Die deutsche Übersetzung dieses Zitats wurde entnommen aus: Charles Baudelaire. Sämtliche Werke/Briefe. Band 5. Aufsätze zur Literatur und Kunst 1857-1860. Hg. von Friedhelm Kemp und Claude Pichois. Carl Hanser Verlag: München/Wien 1989. S. 114.

dreas-Salomé) auf den Mai 68. Der Autor hofft darauf, die Modernen zu überraschen, die es gewohnt sind, das Leben mit den Geschlechtszellen und das Verlangen mit der Erotik zu verwechseln, indem er ihnen verkündet, dass die Psychoanalyse uns lehrt, »was es für uns bedeutet, zu sprechen« (S. 31) Und dass ein Konflikt zwischen den Instinkten und Worten besteht (S. 56). Und dass sich diese Spannung genau genommen *Liebe* nennt. Und dass von Freud, gerade dem Psychoanalytiker, der ohne Mediziner oder Geistlicher zu sein, am Liebesleben seiner Patienten teilnimmt, während er sich gleichzeitig daraus heraushält, ein neuer Akteur der Liebe erfunden worden ist (S. 70).

Als wäre das nicht schon ein exorbitanter Ehrgeiz, behauptet der kühne Gesprächspartner Madeleine Chapsals, dass, da es nun einmal das Unbehagen in der Kultur gibt, das daran liegt, dass die Sprache nicht mehr hält (S. 59) und dass die Psychoanalyse das versteht: Kommen die Analysanden nicht dann auf die Couch, wenn sie nichts mehr verstehen können, was sie sagen, wenn sie nicht mehr wissen, worum es eigentlich geht, wenn sie sich fragen, was das letzten Endes heißen soll? Das ist das höchste Ziel des Analytikers: das, was er entschlüsseln kann, ohne sich davor zu scheuen, Neuerungen einzuführen, indem er in den ausgesprochenen Worten den Liebeskummer heraushört.

Erwarten Sie trotzdem nicht, in diesem Austausch zwischen dem Analytiker und seiner Analysandin eine Definition von Liebe zu finden. Mit rascher Auf-

fassungsgabe stellt sie ihm Fragen, die Symptome sind, notgedrungen Symptome, sie lenkt ihn aber auch dahingehend, dass er das Unbehagen vor der Couch mit den Sackgassen der Politik in Verbindung bringen kann. Auf unverblünte, bestimmt nicht didaktische Weise zeigt ihre Unterhaltung Dinge auf, schneidet sie an und verknüpft sie. Ein Index, eine Hieroglyphe, ein Kondensat, manchmal ein Rätsel.

Wie in einer analytischen Sitzung appellieren diese neugierigen Protagonisten dabei an Ihre Einbildungskraft. Nicht an Ihren Glauben oder an Ihre Zustimmung. Ihr Dialog ist eine Einladung zum Weiterentwickeln, zum Fragen, zum Widerlegen. Zum Denken. Eine Aktivität, die Serge Leclaire für einen festen Bestandteil des Genießens und damit der Liebe hält. Indem sie das möglich macht, tut die Psychoanalyse etwas Politisches: denn wenn eine Gesellschaft das Genießen vom Denken trennt, »lässt man automatisch einen Teil der Natur des Denkens selbst außer Acht« (S. 92).

Diese Ablehnung gegenüber Definitionen, gegenüber festen Identitäten, gegenüber Verallgemeinerungen, gegenüber Verabsolutierungen lässt Serge Leclaire schon zu Beginn des Gesprächs ein Sakrileg begehen: auf die Gefahr hin, für den Kindesmörder Herodes gehalten zu werden, behauptet der Autor von *Ein Kind wird getötet*, dass die Tötung des »wunderbaren Kindes« in uns selbst Voraussetzung für die Liebe ist. Das Abenteuer, auf das uns dieser Psychoanalytiker einlädt, der damit wirklich sein Gebiet verlässt,

ist somit das der höchsten Profanierung: Hören wir auf, das perfekte Kind zu sein, dieser Lückenbüßer des mütterlichen Einflusses. Befreien wir uns von den »primären narzisstischen Repräsentationen« (S. 159), die die Gefahren einer einzigartigen Freiheit bannen, indem sie uns durch notgedrungen ursprüngliche, häusliche und clanhafte »Werte« einengen: Bleiben wir offen. Die Liebe ist mit Sicherheit eine Begegnung, ein »Duell«, aber sie wäre lächerlich (S. 157), wenn sie damit anfangen würde, an ihre absolute Perfektion zu glauben: öffnen wir sie den Gefahren der Fragen, die sie hervorruft und die der einzig mögliche Trost gegen die Ängste, ihre einzig mögliche Überwindung sind.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich mit diesem Duett aus aufgeklärter Lust und verschlüsselter Einfachheit, das unsere Autoren vorführen, immer übereinstimme. Der Sexualtrieb erscheint mir noch rebellischer gegenüber Worten, und das Fleisch noch widerspenstiger gegenüber der Rhetorik zu sein, als diese beiden Komplizen uns wahr machen wollen. Der seit ungefähr 30 Jahren andauernde Vormarsch der Psychoanalyse auf dem Kontinent der frühen Mutter-Kind-Bindung, des Autismus und der Psychosen ist unter anderem der Beweis dafür. Ich denke auch nicht, dass das Kind in den Armen der Heiligen Jungfrau die Liebe der Madonnen »erstarren« lässt (S. 137). Im Gegenteil konnten die Maler der katholischen Renaissance in den prächtigen Faltenwürfen im Kleid der Maria, in ihren melancholischen Gesichtszügen und schließlich im ausdruckslosen Ge-

sicht des göttlichen Kindes diese subtile Legierung von Liebe und Tod, von Liebe in Tod sichtbar machen: die Legierung, die kurz davorstand, sich zu öffnen und völlig hemmungslos aufzubrechen in der Fülle der europäischen Kunst – der Malerei, Musik und Literatur. Und nirgendwo sonst ... Im Gegenzug gestehe ich ihnen zu, dass wenn der Trieb wirklich der Teufel ist, er sich so wie Gott das Wort als Aufenthaltsort aussucht (S. 108) ... Das Wort, aber auch den Laut, die Bilder: Ist die ganze Gesellschaft nicht ein Spektakel? Und die Liebe: ein Gespenst der Kommunikation, oder eher ein befreiender Cherub? Ein neugieriger Unruhestifter, der neu erfunden werden müsse, wie die Autoren behaupten.

Mit dem Wohlwollen zweier vertrauter Freunde, mit der Leichtigkeit einer Konversation, dem Schmuck der französischen Kultur, die die Macht des Bildes noch nicht völlig abgewertet hat, mit außergewöhnlichem Ehrgeiz, der den Eindruck des Süßholzraspels erweckt, suggeriert *Lieben lernen*, dass der Platz der Religion in der säkularisierten Gesellschaft nicht unbesetzt bleibt, wenn die Psychoanalyse dort die Sprache neu bestimmen und ihr eine neue Identität verleihen will. Wollüstig, einfach. Aber, so fügt Serge Leclair hinzu: »Die Psychoanalyse ist nicht auf der Höhe ihrer Entdeckung« (S. 163). Nicht mehr. Ist sie auf dem richtigen Weg?«

Mai 2007